

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Guelfenbein, Carla
Die Frau unseres Lebens

Roman

Aus dem Spanischen von Thomas Brovot

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4097
978-3-518-46097-9

suhrkamp taschenbuch 4097

Als sie sich im Sommer 1986 an der Universität von Essex kennenlernen, öffnet sich für den aus guter englischer Familie stammenden Theo eine neue Welt: Der Idealismus und die kämpferischen Reden des Exilchilenen Antonio treffen bei dem Politikstudenten im Thatcher-England einen Nerv, und zwischen den beiden Männern entwickelt sich eine intensive Freundschaft. Antonio ist besessen von dem Gedanken, in sein Heimatland zurückzukehren und dort wie sein vom Militär getöteter Bruder gegen die Diktatur zu kämpfen. Gerade er aber, der vermeintlich Starke, trägt schwer an der Liebesbeziehung zwischen seiner engsten Freundin, der Tänzerin Clara, und Theo. In einer rauschhaften Nacht begeht Antonio nicht nur Verrat an Theos Freundschaft, er stellt ihn auch vor die schwerste Entscheidung seines Lebens.

»Eine einfühlsame Dreiecksgeschichte, unerwartet und überraschend, ein wahres Lesevergnügen.« *Preussische Allgemeine Zeitung*

Carla Guelfenbein wurde 1958 in Santiago de Chile geboren. Das Regime Pinochets trieb sie ins Exil nach England, wo sie Biologie und Design studierte. Nach elf Jahren kehrte sie in ihr Heimatland zurück, wo sie heute als Schriftstellerin und Drehbuchautorin lebt. *Die Frau unseres Lebens*, ihr zweiter Roman, hat in Chile monatelang die Bestsellerlisten angeführt und wurde von den Lesern zum »Buch des Jahres« gekürt. Er wurde in vierzehn Sprachen übersetzt.

Carla Guelfenbein
Die Frau unseres Lebens

Roman

Aus dem Spanischen von
Thomas Brovot

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
La mujer de mi vida
bei Alfaguara/Aguilar Chilena de Ediciones S.A.,
Santiago de Chile.

© 2005 by Carla Guelfenbein
This edition is published in agreement with the proprietor
through Piergiorgio Nicolazzini Literary Agency.

Umschlagfoto: getty images/John Wagner

suhrkamp taschenbuch 4097
Erste Auflage 2009
© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46097-9

I 2 3 4 5 6 – I4 I3 I2 II IO 09

Die Frau unseres Lebens

*Für meine Eltern und meine Kinder
Isidoro, Eliana, Micaela und Sebastián*

Antonio singt, Theo singt, ich singe. Alles leuchtet auf und verschwindet auf unserem Weg, die Gärten mit ihren Lauben, die Kastanienalleen, die Blätter im Spiel des Lichts. England gleitet vorüber wie ein flüchtiger Vorhang. Ich gebe mich der Freude hin, daß ich lebe, genieße das Gefühl, daß wir Freunde sind. Viele Gewißeheiten habe ich nicht, aber eins weiß ich sicher: wir sind zu dritt, und dieser breite Strom der Zeit, der vor uns hinfließt, ist mächtig, und er gehört uns.

Claras Tagebuch, Juli 1986

I
Dezember 2001

Zwei Männer ließen Antonios Sarg in die Grube hinab und bedeckten ihn mit Erde. Clara pflückte eine Blume und warf sie ins Grab. Ich wollte sie umarmen, aber etwas an ihr hielt mich zurück. Besser gesagt, alles an ihr hielt mich zurück. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, um dem Drang zu widerstehen. Der Wind frischte auf, in der Ferne begann der See Wellen zu werfen. Ein Blitz kündigte das Gewitter an. Wir stiegen den Hang hinab, auf einem von Efeu überwachsenen Pfad, Clara vorneweg, mit erhobenem Kopf und unerforschlicher Miene. Ohne den Regen hätte man uns wahrscheinlich für Ausflügler gehalten. Ich ging langsamer, um mich von den anderen zu lösen. Hätte jemand mein Schweigen durchbrochen und mich gefragt, warum ich hier sei, hätte ich ihm nicht sagen können, daß Antonio der beste Freund war, den ich je hatte, daß wir uns vor fünfzehn Jahren verraten und seitdem nicht mehr gesehen hatten.

Hinter einer Wegkehre blieb unsere kleine Gesellschaft stehen. Clara drehte sich um und schaute mir in die Augen. Den ganzen Tag hatte ich darauf gewartet, daß sie mich wahrnahm, aber in dem Moment wußte ich nichts anzufangen mit diesem Blick. Wenige Sekunden nur, dann ging sie weiter. Kaum hatte sie ein paar Schritte getan, quoll ihr etwas Gelbliches aus dem Mund. Ihre Mutter versuchte noch, sie zu stützen, während wir anderen verdutzt dastanden und zusahen, wie Clara in den Matsch fiel. Ich hätte nie gedacht, daß etwas so weh tun kann.

Drei Tage vorher hatte ich ein Flugzeug nach Chile genommen. Es war das erste Mal, daß ich in Antonios und Claras Land reiste. Als Reporter hatte ich öfter die Gelegenheit gehabt, aber jedesmal drückte ich mich und schaffte es, den Erinnerungen aus dem Weg zu gehen. All die Jahre hatte ich mir den Kopf mit unmittelbareren Erlebnissen vollgeschlagen. Doch eine einzige kleine Geste genügte, und meine Entschlossenheit fiel in sich zusammen. Eine Geste, der ich machtlos gegenüberstand wie einem Naturereignis. Ich begriff es, kaum daß ich ihn hörte, plötzlich am Telefon, nach fünfzehn Jahren, Antonio mit seiner drängenden Stimme.

»Theo, weißt du nicht mehr, wer ich bin?« fragte er, als ich schwieg.

Bald hatte sich meine Verwirrung soweit gelegt, daß ich die üblichen Fragen stellen konnte. Und während ich ihm zuhörte, kamen die Erinnerungen auf schneidenden Schwingen herbeigeflogen, klar wie am ersten Tag. Einmal wollte ich schon auflegen, tat es aber nicht. Vielleicht aus Höflichkeit, vielleicht aus Neugier, oder es war meine Schwäche, die mich zurückhielt. Ich hörte nicht nur weiter zu, ich nahm auch seine Einladung an, die Weihnachtstage in Chile zu verbringen.

Ich war drauf und dran, mich zu rechtfertigen und ihm zu sagen, daß das Fest ohnehin vor der Tür stand und ich dann wahrscheinlich allein sei. Rebecca, die Mutter meiner

Tochter Sophie, hatte mir ein paar Tage vorher eine Mail geschickt und mit Hunderten von Wörtern, wo zehn genügt hätten, erklärt, daß Sophie dieses Jahr Weihnachten nicht bei mir in London verbringen könne. Russell, der wohlhabende Texaner, mit dem sie in Jackson Hole lebte, feiere seinen sechzigsten Geburtstag. Es sah ganz so aus, als würde mein Weihnachtsfest zu einer winterlichen Reise durch die kläglichsten Aspekte eines Lebens als Single.

Ich sagte ja, ohne zu überlegen oder die Folgen zu bedenken, ohne mich zu fragen, warum Antonio mich nach all diesen Jahren ans Ende der Welt einlud, wie er es nannte. Ich sagte ja, ohne mich an die Mühe zu erinnern, die es mich gekostet hatte, das alles zu vergessen, ohne mich auch nur zu fragen, ob Clara auch dasein würde.

*

Zwei Wochen später schloß ich meine Wohnungstür und reiste nach Chile. Im Flugzeug trank ich gleich ein paar Whiskys und nahm eine Schlaftablette. Nach einem Zwischenstop in Santiago landete ich an einem Nachmittag in Puerto Montt. Es war der 24. Dezember. Während ich am Gepäckband auf meinen Koffer wartete, wurde mir klar, daß die Heftigkeit, mit der mir das Herz durch die Brust jagte, einen Grund hatte. Ich war nicht vorbereitet auf das, was mir bevorstand. Nicht auf die Begegnung mit Clara und noch weniger darauf, sie zusammen zu sehen. Warum hatte Antonio sie nicht erwähnt?

Als ich sie kennenlernte, war sie erst zwanzig gewesen. Jetzt, fünfzehn Jahre später, war ihr Körper einer Tänzerin noch der gleiche, nur ihre sanften Züge waren gereifter, ausgeprägter. Ich umarmte sie höflich. Alle Gefühle waren aus

meinem Körper gewichen, ein Schutz gegen die Lächerlichkeit.

»Ich kann es kaum glauben, daß du da bist«, sagte sie und zog mich an sich.

Antonio klopfte mir auf die Schulter, und wie aus einem Impuls heraus umarmte er mich. Wir besahen uns, erforschten uns, wünschten uns mehr oder weniger bewußt, es möge der andere sein, an dem die Zeit die tieferen Spuren hinterlassen hatte. Antonio war immer noch eine imposante Erscheinung. Zwar hatte er nicht zugenommen, doch eine gewisse Schwere in seinen Bewegungen deutete auf ein gesetztes Leben.

Wir stiegen in einen Pick-up und sprachen während der Fahrt von meinem Flug, von dem Ort, zu dem wir fahren, und wie angenehm es doch war, die Feiertage fern der Stadt zu verbringen. Clara saß auf dem Rücksitz. Als ich mich zu ihr umdrehte, blitzte die Abendsonne auf ihrer dunklen Brille, und ich konnte ihre Augen nicht sehen. Bei der ersten Gelegenheit erzählte ich ihnen von meiner Tochter. Ich zeigte ihnen sogar ein Foto von Sophie. Ich mußte es tun. Beide sollten wissen, daß ich nicht allein auf der Welt war. Außerdem wollte ich gleich die Karten auf den Tisch legen und wünschte mir, sie täten es auch. Doch nichts von dem, was Antonio sagte, gab mir eine Vorstellung von ihrem Leben oder davon, was sie heute verband. Er erzählte scheinbar unbedeutende Anekdoten und verlor sich in Einzelheiten, an denen er seine Freude zu haben schien, die für mich aber keinen Sinn ergaben. Es war, als beträte ich ein Labyrinth, ohne einen Faden, der mich wieder herausführte. Derweil schien Clara, ein stilles Lächeln auf den Lip-

pen, meine Verwirrung zu genießen, die Fallen, die Antonio mir wie Minotaurus stellte, um mich, seine Beute, zur Verzweiflung zu bringen. Seit ich sie im Flughafen gesehen hatte, folgte ich jeder ihrer Bewegungen, wartete nur darauf, daß ihre Körper sich berührten, daß ein Blick mir verriet, welcher Art ihre Beziehung war. Immerhin erfuhr ich, daß Clara das Tanzen aufgegeben hatte und nun Kinderbücher schrieb und illustrierte. Ich mußte an die vielen Zeichnungen in ihrem roten Tagebuch denken, das sie immer bei sich gehabt hatte.

Die Straße wurde zu einer kaum befestigten Piste, einem Auf und Ab durch eine Hügellandschaft mit Wäldern und Wiesen. Die Sommerhäuser verschwanden und wichen einer Hütte hier und da, aus deren einzigem Fenster uns ein dunkles Augenpaar vorbeifahren sah. Nach unzähligen Kurven und Steilstücken kamen wir auf eine Anhöhe, wo ein kleines Holzhaus stand. Unter uns sah ich den blauen Spiegel eines Sees.

Wenn Antonio mich zu seinem Refugium brachte, dem Ort, den er mit Clara teilte, wollte er sich vielleicht an mir rächen, ging es mir durch den Kopf.

Im Haus erwarteten uns Marcos, ein alter Freund von Antonio, den ich in London kennengelernt hatte, und Pilar, seine Frau. Sie waren in fröhlicher Stimmung, offenbar hatten sie schon vor einer Weile mit dem Weihnachtsfest begonnen. Das Haus war nicht sehr groß, auch wenn die Fensterfront, die zum See und zu den Hügeln hinausging, einem das Gefühl von Weite gab. Gewöhnt an die schmalen Fenster der englischen Landhäuser, war mir diese plötzliche Offenheit fast unangenehm. Ein Sofa mit allerlei bunten Kis-

sen dominierte das Wohnzimmer. An einer Wand hing das Blatt eines Flugzeugpropellers.

Marcos stürzte mit einer so unbeherrschten Bewegung auf mich zu, daß er beinahe das Gleichgewicht verlor. Mit seinem lässig über die Schulter geworfenen Pulli, der gebräunten Haut und dem vollen grauen Haar hatte er etwas von einem gereiften Gigolo, ganz anders als der Revolutionär, den ich in London kennengelernt hatte.

Kurz drauf zeigte Antonio mir mein Zimmer. Nur ein Bild hing in dem Raum: ein Stich, Darwin im Gespräch mit den Eingeborenen Patagoniens. Zwei ovale Spiegel an den Türen eines Schrankes spiegelten unsere Körper. Während ich ein paar Sachen aus dem Koffer nahm, setzte sich Antonio aufs Bett und schaute aus dem Fenster.

»Ich weiß nicht, warum ich mir das immer vorgestellt habe«, sagte er.

»Was vorgestellt? Den Ort hier, unser Treffen?« fragte ich verwirrt.

»Bestimmt habe ich dir einmal das Gedicht von Horaz vorgelesen, das er an seinen besten Freund schrieb. Darin erzählt er von einem Ort, Tibur, wo er im Alter einmal zur Ruhe kommen will. Erinnerst du dich?«

»Ja, zum Teil. *Würdest du mich nach Gades begleiten ...*«

»*Nach Kantabrien, zu den wilden Syrten ...* Ans Ende der Welt. Erinnerst du dich an den Schluß?«

»Ehrlich gesagt, nein.«

»*Dort wirst du die warme Asche deines Dichterfreundes einst mit schuldigen Tränen netzen.*«

»Du und deine Klassiker. Du hast dich kein bißchen verändert«, sagte ich.

Er lachte schallend, stand auf und umarmte mich.

»Zum Glück, meinst du nicht? Auf daß manche Dinge sich niemals ändern«, sagte er und machte ein zufriedenes Gesicht.

Ich bin sicher, daß jeder Moment alle zukünftigen in sich birgt, nur daß wir sie noch nicht entziffern können. Erst im Rückblick tritt zutage, wie die Dinge sich im verborgenen fügen, und dann sagen wir uns, daß alles auf die Art geschehen ist, wie es geschehen mußte. Ein aufmerksameres Auge, das in der Lage wäre, das Unsichtbare zu durchschauen, hätte die Zeichen wahrgenommen. Doch abgesehen von dem kryptischen Gespräch mit Antonio deutete nichts darauf hin, was Tage später geschehen sollte.

Kaum hatte Antonio mich im Zimmer allein gelassen, rief ich Sophie an, um ihr frohe Weihnachten zu wünschen. Begeistert erzählte sie, daß es bei Russells Fest ein Feuerwerk und Musiker gebe und daß der Weg zum Fluß dann mit bunten Sternen beleuchtet sei. Sie fragte mich, ob mein Geschenk noch heute komme oder ob sie bis morgen warten müsse. Bei all der Hektik meiner Reise nach Chile und der Unruhe, in die sie mich versetzte, hatte ich vergessen, es ihr mit einem Paketdienst zu schicken. Das passierte mir nicht zum erstenmal. Ihre Stimme wurde schärfer. Ich sah sie vor mir, wie sie im Stolz ihrer acht Jahre die Nase reckte. Sie sagte, sie müsse jetzt noch etwas fertig machen, ich solle sie später anrufen. Sophies Stimme und ihre verdeckten Vorwürfe, wie sie für Erwachsene so typisch sind, verstörten mich. Es war nicht leicht, aus der Ferne Vater zu sein. Jede Nachlässigkeit, jedes Wort, im Alltag ohne größere Bedeutung und jederzeit umkehr-

bar, bekamen ein Gewicht, das ich nur schwer wieder ausgleichen konnte.

Antonio, Marcos und Pilar erwarteten mich auf der Terrasse. Clara war zum See hinunter schwimmen gegangen.

»Hier, von Clara«, sagte Antonio und reichte mir einen Pisco Sour, »hat sie extra für dich gemacht.«

Von weitem sah ich Clara ins Wasser steigen. Ich mußte an ihre wohlgeformten Tänzerinnenbeine denken, ihren Bauch mit den festen Muskeln an den Seiten und ihre wunderbaren Brüste. Nichts davon konnte ich auf die Entfernung erkennen, aber es kam mir in den Sinn wie Tausende Male zuvor in all diesen Jahren.

Die untergehende Sonne entflammte die Landschaft und enthüllte jedes Detail: die rötlichen, gewundenen Stämme der Myrtenbäume, das satte Grün der Boldosträucher, das Filigran der Südbuchen, deren Namen Antonio aufzählte, als nähme er sie mit dem Bezeichnen in Besitz. Nach einer Weile sahen wir Clara den Hang heraufkommen, und so wie er es mit den Bäumen getan hatte, nannte Antonio ihren Namen: »Clara.«

Er nahm sein Glas am unteren Ende, hielt es sich vors Auge und folgte ihr durch das trübe Glas.

»Alles in Ordnung?« fragte sie in die Runde, als sie zu uns auf die Terrasse kam. Und dann, zu mir gewandt: »Entschuldige, daß ich einfach gegangen bin, Theo, ich dachte, ihr wollt bestimmt einen Augenblick allein sein.«

Ich merkte, daß sie es war, die erst einmal allein sein mußte. Vielleicht war die ganze Situation für sie genauso schwierig wie für mich. Mir gegenüber war sie jedenfalls im Vorteil. Sie hatte von meinem Besuch gewußt, während ich es

immer noch nicht schaffte, ihren unerwarteten Anblick zu verdauen.

Clara und Pilar gingen in die Küche. Ich trank meinen Pisco Sour und folgte ihnen. Ich dachte, ich könnte ihnen helfen, aber beide winkten ab. Durchs Fenster sah ich die weiten, grünenden Wiesen.

»Habt ihr das Häuschen schon lange?«

»Etwa fünf Jahre«, antwortete Clara. »Marcos und Pilar haben uns zum erstenmal hierhergebracht.«

Pilar erzählte mir die Geschichte der Gegend. Voller Genugtuung versicherte sie, Marcos und sie seien die ersten Fremden gewesen, die sich hier niedergelassen hätten.

»Wir machen mal einen Ausflug zu ihrem Haus, du wirst staunen«, sagte Clara, während sie weiter hantierte.

Dann drehte sie sich um und schaute mich lange an, als wollte sie nach einer Erinnerung haschen.

»Du hast dich verändert, Theo«, sagte sie lächelnd.

Letzten Endes lief alles darauf hinaus, herauszufinden, was heil geblieben und was mit der Zeit kaputtgegangen war, als könnten wir unser eigenes Leben erst im Vergleich mit dem gelebten Leben der anderen beurteilen. Ich hätte ihr gern gesagt, daß sie sich nicht sehr verändert hatte, aber das hätte bedeutet, daß meine Gefühle sich auch nicht geändert hätten. Ich machte eine resignierte Miene, die lustig sein wollte, und verließ die Küche.

Ich setzte mich zu Antonio und Marcos. Sie blickten ins Dunkel der Landschaft und unterhielten sich. Aus dem Kamin drang die Hitze der brennenden Scheite. Antonio füllte mein Glas nach. Er erzählte von seinen Plänen, die Stadt zu verlassen und hierherzuziehen, wo er weiter seine Kolumnen